

Soziale Wohnungsbaukonzepte der 20er und 30er Jahre in Zürich

Michael Koch

Vorbemerkungen

Nachdem die „Leitfossilien“ moderner Architektur und modernen Städtebaus von der Fachwelt weitgehend zur Kenntnis genommen worden sind, beschäftigt man sich inzwischen verstärkter mit deren zeitgenössischen architektonischen bzw. städtebaulichen Umfeld. Damit differenziert sich das Bild einer Zeit – oder einer Bewegung –, die mit dem oft mißverständlichen und wenig wirklich geklärten Begriff der „Moderne“ beschrieben wird. Der folgende Beitrag will hierzu einen Mosaikstein beisteuern.¹

Der moderne Wohnungsbau ist mit der Entwicklung des sozialen Wohnungsbaus eng verbunden – mit anderen Worten, die Moderne kündigt sich im Wohnungsbau nicht technisch-formal, sondern gesellschaftspolitisch an. Unter dem Stichwort „moderner Wohnungsbau“ ist also mehr in Augenschein zu nehmen als nur die Arbeit der avantgardistischen Architekten.²

Die Wohnungsnot nach dem 1. Weltkrieg machte die Wohnungsfrage zu einer eminent wichtigen politischen Frage und stellte gleichzeitig die Architekten vor eine neue Aufgabe: den Massenwohnungsbau. Wegen seiner politischen Brisanz wurde der Wohnungsbau zum Tummelfeld sozialpolitischer Programme und Perspektiven: „Sozialstaat“ – oder „Sozialismus“, sozialer Wohnungsbau zur Befriedigung des bürgerlichen Staates (und zur Verhinderung des Sozialismus) – oder als Option auf eine bessere, sozialere Zukunft, Wohnkolonien als vom Kapitalismus befreite Gebiete? Im Spektrum dieser Ziele und Bewertungen bewegten sich Wohnbaupolitik und Wohnungsreform der Zwischenkriegszeit. Der Wunsch nach sozialer Befreiung wurde in Stadtgrundriß und Stadtbild ablesbar – als Befreiung von der Mietskasernenbebauung, als Versuch, Solidarität und soziale Gleichheit zur Anschauung zu bringen. Dieser Impetus begründet die eigentümliche architektonische und städtebauliche Aussagekraft der Siedlungen der 20er und Anfang der 30er Jahre. In der Schweiz ist Hannes Meyers bekannte Genossenschaftssiedlung „Freidorf“ (1919–1924) in Muttenz bei Basel Fanal und Leitbild für einen Wohnungsbau, der auch sozialer „Lebensbau“ sein wollte.³ Es wurde allerdings in seiner Kohärenz von sozialen, architektonischen und städtebaulichen Zielen damals nicht wieder erreicht.

Die Phasen des sozialen Wohnungsbaus in Zürich

Auch in der vom unmittelbaren Kriegsgeschehen verschonten Schweiz blieb nach dem 1. Weltkrieg kaum eine Gemeinde von der Wohnungsnot verschont.⁴ Dabei gab es natürlich graduelle und zeitliche Unterschiede. Zürich war am stärksten betroffen und wurde in der Folge zu einem eigentlichen Experimentierfeld und Schwerpunkt des sozialen Wohnungsbaus in der Schweiz.⁵ Von den zwischen 1926–1930 gebauten knapp 11 000 Sozialbauwohnungen in der Schweiz lagen rund 7 000 allein in Zürich.

Die eigentliche Zeit des sozialen Wohnungsbaus geht hier von 1918 bis etwa 1934. Im Unterschied zum „Roten Wien“, wo der kommunale Wohnungsbau dominierte, überwog in Zürich der genossenschaftliche Wohnungsbau: Von 1918 bis 1934 wurden in Zürich ca. 30 000 Wohnungen neugebaut. Davon wurden etwas mehr als 40 % (knapp 13 000 Wohnungen) öffentlich gefördert, und hiervon stammten ca. 80 % (knapp 10 500 Wohnungen) von gemeinnützigen Baugenossenschaften.

Über die Genossenschaften war damit erstmalig die Arbeiterschaft selbst zu einem relevanten Bauherrn geworden. Der Zürcher SP-Politiker J. SIGG kommentierte dies schon 1923 entsprechend optimistisch: „Inmitten der traurigen Wüste kapitalistischer Profitwirtschaft ließen sie (die Genossenschaften) lachende Oasen gesellschaftlich fruchtbaren Neulandes entstehen.“⁶

Man kann im sozialen Wohnungsbau der Zwischenkriegszeit in Zürich 3 Phasen unterscheiden:

1918–1920

Phase des kommunalen Wohnungsbaus, d. h. als Bauherr trat fast nur die Stadt auf.

1921–1925

Phase des gemeinnützigen Wohnungsbaus, Bauherren waren fast ausschließlich die Baugenossenschaften.

1926–1934

Phase des überwiegend gemeinnützigen Wohnungsbaus, Bauherren waren also überwiegend die Baugenossenschaften und nur zum Teil auch die Stadt.

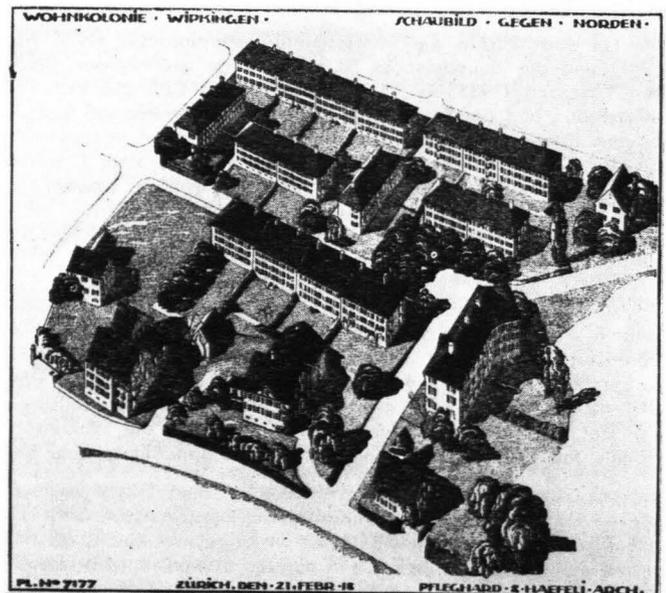
Die Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus sind über die ganze Stadt verteilt und haben bis heute einen großen Anteil am Stadtbild. Anhand einzelner Siedlungsbeispiele sollen im folgenden verschiedene, damals wirksame städtebauliche Leitbilder illustriert werden.

Die Auflösung der Blockrandbebauung

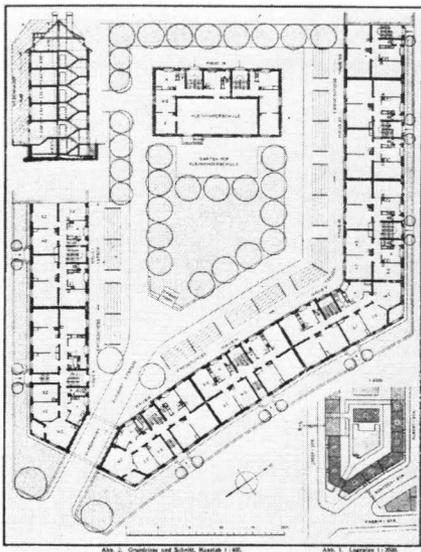
Die Auflösung der geschlossenen Blockrand- und dichten Hinterhofbebauung gilt als das städtebauliche Kennzeichen der Moderne. Im Verlaufe der 20er und 30er Jahre wurden diverse hygienische, funktionale, aber auch räumliche und ästhetische Begründungen hierfür gegeben.

Ein frühes Beispiel einer solchen Bebauung ist die Siedlung Nordstraße. Diese Siedlung wurde 1918–1920 gebaut. (Abb. 1) Bauherr war die Stadt Zürich, Architekten waren Pflughard und Haefeli. Dies sind die gleichen Architekten, die schon um 1907 mit ihrer Volkshelinstätte in Davos eines der wichtigen, international beachteten Vorbilder für die Licht-Luft-Sonne-Architektur geschaffen hatten.

Die Siedlung Nordstraße stellt den Auftakt dar zur 1. Phase des sozialen Wohnungsbaus, dem überwiegend kommunalen Wohnungsbau. In dieser Phase stand die materielle Wohnraumversorgung im Vordergrund, d. h. man wollte auf möglichst schnellem und möglichst billigem Wege der gravierenden Wohnungsnot begegnen und ihr zumindest die Spitze nehmen. In diesem Sinne besteht hier eine gewisse Verwandtschaft zu den Siedlungsvorhaben von Adolf LOOS in Wien zur gleichen Zeit. Im folgenden ein Zitat aus der Schweizerischen Bauzeitung von 1918, das die Motivation der städtischen Wohnungspolitik illustriert: „Die Zürcher Behörden und die Bevölkerung tun alles, um der Wohnungsnot abzuhelfen, und man wird zugeben, daß diese Wohnungsfürsorge als vorbeugende Maßnahme wirksamer und auch billiger ist, als die Vermehrung von Krankenanstalten, Besserungsanstalten und Zuchthäuser, zwecks Korrektur der vielfach aus schlechten Wohn-



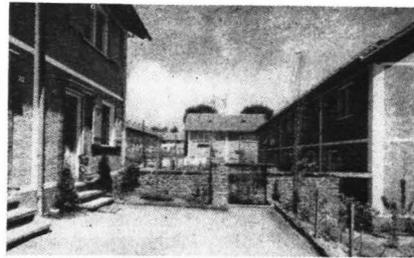
1 Siedlung Nordstraße. 1918–1920



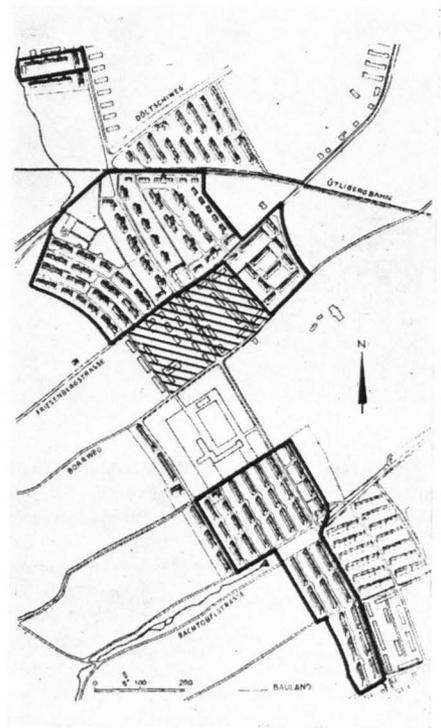
2 Wohnanlage „Roter Block“. 1919–1920



3 Siedlung Erismannhof. 1927–1928



4 Siedlung Utohof. 1927–1928



5 Zürich-Friesenberg, Besiedlung bis 1940

verhältnissen entstehenden Schäden. Ein gesundes Familienleben ist die Grundlage der öffentlichen Ordnung; gute Wohnverhältnisse sind eine Vorbedingung dazu.“⁷

Die Siedlung umfaßt 25 dreigeschossige Häuser. Durch die Anordnung der Häuser wird das Grundstück kleinräumig unterteilt. Die Haupträume der Wohnungen sind sämtlich so gelegt, daß sie Südsonne erhalten. Jedem Haus waren auf der südwestlichen oder südöstlichen Gebäudeseite kleine Mietergärten von ca. 10–30 m² pro Wohnung zugeordnet.

Die Darstellung genossenschaftlicher Macht

Zum Motiv der „Sozialhygiene“ des kommunalen Wohnungsbaus der 1. Phase kommt beim genossenschaftlichen Wohnungsbau ein wichtiges Motiv hinzu: Die Darstellung genossenschaftlicher Stärke und Solidarität als Ausdruck politischer Macht und soziokultureller Selbstbehauptung sowie Selbstverwaltung der Arbeiterschaft. In zeitgenössischen Worten (1924): „Charakterisierung des Genossenschaftsgedankens, als des geistigen Inhalts der Bauten, durch Großzügigkeit der Gesamtkomposition und Einheitlichkeit der Einzelelemente.“⁸

Beispiel für diese Baugesinnung und gleichzeitig Auftakt zur 2. Phase des sozialen Wohnungsbaus, dem gemeinnützigen Wohnungsbau, ist der Rote Block. Der Rote Block wurde 1919 und 1920 gebaut. Bauherr war die Baugenossenschaft des eidgenössischen Personals Zürich (BEPZ) – eine der ältesten Zürcher Baugenossenschaften (gegr. 1910). Architekten waren Leuenberger und Giumini. (Abb. 2)

Der Rote Block erstreckt sich entlang mehrerer Straßen als geschlossene, fünfgeschossige Randbebauung. Ein dreigeschossiges Hofgebäude enthält neben Wohnungen eine Kleinkinderschule. Der Hof enthält außerdem Wäschetrockenplätze und eine Spiel- und Grünfläche. Jedes Haus hat einen Zugang zum Hof. Er ist aber auch direkt vom Röntgenplatz durch eine Durchfahrt erschlossen.

In einem zeitgenössischen Kommentar liest sich das wie folgt: „Die Gesamtanlage ist charakterisiert durch die Randbebauung der Grundstücke mit freier Hofffläche von 40 m² Breite, die so groß und wohlgestaltet ist, daß die Wohnräume der Häuser an der Albertstraße nach der Sonnenseite an den Hof gelegt werden

konnten (dies im Gegensatz zu den Nachbarbauten mit den tiefhäßlichen Küchenbalkonen). Die Wirkung des Äußeren ist bestimmt durch die breit gelagertenistereinheiten, die sich bei geöffneten Fensterladen zu fünf breit übereinander gelagerten Bändern zusammenschließen... Im Hofe schließt ein freistehendes Gebäude, das die Kleinkinderschule enthält, den Hofraum zusammen und bewahrt gnädig vor dem Anblick der Nachbarhäuser.“⁹ Gemeint damit ist die restliche Bebauung des Blocks im Mietkasernenstil, mit kleinen voneinander getrennten Höfen und mit gewerblicher Hofnutzung. Ideengeschichtliche Bezüge und Parallelen dieser und anderer Zürcher Blocks und Höfe sind in Berlagen Amsterdam-Süd oder bei den Wiener Höfen zu suchen.

Hochbau oder Flachbau?

Die Frage „Hochbau oder Flachbau“ war im Grunde die Frage, ob das Mehrfamilienhaus oder das Einfamilienhaus die adäquate Wohnform für den Menschen sei. Diese Frage wurde in der Zwischenkriegszeit international mit ökonomischen, funktionalen, ästhetischen und weltanschaulichen Argumenten heiß debattiert. Die Stadt Zürich versuchte nun – in der 3. Phase des sozialen Wohnungsbaus – diese Frage anhand der gleichzeitig errichteten Siedlungen Erismannhof und Utohof ökonomisch zu entscheiden. (Abb. 3, 4) Beide Siedlungen wurden 1927 bis 1928 gebaut. Bauherr war in beiden Fällen die Stadt Zürich, Architekten waren in beiden Fällen KUNDIG und OETIKER. Der Erismannhof umfaßt 17 fünfgeschossige Häuser, der Utohof hingegen 83 zweigeschossige Einfamilien-Reihenhäuser.

Planung und Durchführung der beiden Siedlungen wurden von einer speziell eingesetzten „Expertenkommission für Verbilligung des Wohnungsbaus“ begleitet. Dabei wurde u. a. auch auf eine ökonomische Organisation des Bauvorganges z. B. durch sog. „Fließarbeit“ geachtet wie man dies aus Deutschland beispielsweise von Siedlungen in Dessau oder Frankfurt kannte. Der Kostenvergleich zwischen den Anlagekosten der Einfamilienhäuser im Utohof und einer vergleichbaren Wohnung im Erismannhof ergab eine geringfügig höhere Miete für das Einfamilienhaus. Allerdings, so wurde damals argumentiert, „...wenn man den Garternertrag des Einfamilienhauses berücksichtigt, kann gesagt werden, daß der Mieter eines solchen nicht teurer sitzt als der Mieter einer gleich großen Wohnung im fünfstöckigen Doppelwohnhaus.“¹⁰ Vorausgesetzt natürlich, daß Bauland billig zur Ver-



6 Bernoulli-Häuser. 1924–1928. Ansicht einer Sackgasse

fügung steht und der Einfamilienhausbau bei den Erschließungsgebühren nicht benachteiligt wird. Man forderte entsprechende Revisionen des zürcherischen Baugesetzes.

Selbstversorgung und Gartenstadt

Mit der – zumindest teilweisen – Selbstversorgung durch einen eigenen Garten ist unmittelbar die Gartenstadtidee angesprochen. Diese stand – wie andernorts – bei vielen Siedlungen in Zürich Pate – allerdings in einer auf den Siedlungsbau reduzierten Form. Ihre Prinzipien wie Selbstversorgung, kollektive Freiräume und Einrichtungen, Durchgrünung, haben sich städtebaulich nachhaltig ausgewirkt. Zum Beispiel bei der Besiedlung des Friesenberges, wo zwischen 1924 und 1935 ca. 640 Wohnungen für damals immerhin ca. 3 000 Menschen erstellt wurden. (Abb. 5) Da die Zielgruppe kinderreiche Familien waren, wurden damals 75 % der Wohnungen in Einfamilien-Reihenhäusern realisiert, mit vergleichsweise großen Gärten (z. B. zwischen 200–300 m²) – außerdem konnten Nutzgärten am Rande der Siedlung gepachtet werden.

Ein weiteres, sehr viel kleineres, aber städtebaulich interessantes Beispiel sind die Bernoulli-Häuser: Sie veranschaulichen, daß „Gartenstadt“ mehr bedeutete als Atomisierung der Bebauung zu „Häuschen-Plantagen im Grünen“. (Abb. 6)

Nebenbei bemerkt, sind die Bernoulli-Häuser in bezug auf die Bauträgerform untypisch für den damaligen sozialen Wohnungsbau, denn sie sind eines der wenigen Beispiele privaten Wohnungsbaus, der durch die Stadt unterstützt wurde. Hans BERNOULLI, damals noch Professor für Städtebau an der ETH, war nicht nur der Architekt, sondern auch der Bauherr der Siedlung. Gebaut wurden die 98 Häuser zwischen 1924 und 1928.

Bernoulli versuchte nun, die Erschließungszone aufzuwerten und aus ihr einen kollektiven Außenraum zu machen.

Jeweils zwei Häuserzeilen (aus 1½ oder 2-geschossigen Einfamilienhäusern) liegen einander direkt gegenüber und begrenzen die gemeinsame Sackgasse. Die rückwärtigen Gärten sind an einen Fußweg angeschlossen. Das Erdgeschoß enthält jeweils zur Sackgasse gelegen das Wohnzimmer und zum Garten gelegen die Küche mit angehängtem Waschhaus. Diese einander zugewandte Grundrißanordnung betont die kollektive Bedeutung der Sackgasse. Ursprünglich wollte BERNOULLI diese Sackgasse auch an der Stirnseite mit Häusern erschließen. Nachdem er mit dieser Idee schon in Basel an Bauvorschriften gescheitert war, wurde ihm dies auch in Zürich – aus „hygienischen Gründen“ – untersagt. BERNOULLIS Kommentar: „Die Hauptsache, mein Lieblingsgedanke, mein Schoßkind hat man mir abgemurkst, einfach abgemurkst. ‚Das rückwärtige Zusammenbauen der einzelnen Häusergruppen kann zugelassen werden, sofern die drei hinteren, die beiden seitlichen Gruppen abschließenden Gebäude nicht zur Ausführung kommen!‘ (...) Ich darf mir nur einen Hund halten ‚sofern‘ ich ihm vorher den Kopf abschneide, ich darf eine Vol-au-vent Pastete essen, ‚sofern‘ ich vorher Rizinusöl trinke, ich darf mir eine Rose anstecken, ‚sofern‘ ich sie vorher in Tinte tauche... – usw.“¹¹ Mit

diesem Temperament trat Hans BERNOULLI zeit seines Lebens nicht nur für städtebauliche Ideen ein, sondern war auch ein – für manche sehr unbequemer – Verfechter der Boden- und Wohnungsreformbewegung.

Schlußbemerkung

Es wären noch einige weitere Siedlungen erwähnenswert, die alle ihre architektonischen und städtebaulichen Besonderheiten aufweisen und die z. T. heute noch überzeugen können. Die Zürcher Werkbundsiedlung Neubühl (1930/31) ist sicher die bekannteste davon. Auch aus der Zeit nach 1934, dem Abflauen des sozialen Wohnungsbaus, gibt es interessante wohnungsbauliche Einzelleistungen, wie z. B. die Doldertalhäuser (1935/36) von A. ROTH, E. ROTH und M. BREUER, deren Bauherr S. GIEDION war.

Krise und Kriegsvorbereitungen unterbrachen jedoch – in Zürich wie anderswo – eine Entwicklung, die so hoffnungsvoll begonnen hatte. Le Corbusiers weitsichtige Lösung „Des canons, des munitions? Merci! – Des logis, s. v. p.“ (Buchtitel 1938: Kanonen, Munition? Danke! – Wohnungen bitte!) verhallte folgenlos. Diese Forderung ist heute noch und mehr denn je aktuell, und man möchte ihr diesmal – weltweit – mehr Erfolg wünschen.

Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag beruht auf Untersuchungen im Rahmen meiner laufenden Dissertation über „Städtebauliche Leitbilder in der Schweiz von 1920–1940“, sowie auf einer, zusammen mit Walter Custer, verfaßten Studie mit dem Titel: Wohnungsbaukonzepte der 20er und 30er Jahre in Zürich, in: Huber, B., Koch, M., (Hrsg.), Wohnungsbau ist Städtebau, ORL-Schriftenreihe Nr. 36, ETH-Zürich 1985.
- 2 Ein ähnlicher Ansatz liegt zugrunde bei: Block, F., (Hrsg.), Probleme des Bauens – Der Wohnbau, Potsdam 1928. Außerdem sei auf den „Internationalen Verband für Wohnungswesen und Städtebau“ hingewiesen, dessen Geschichte und Wirken noch zu wenig erforscht ist.
- 3 Vgl. hierzu z. B.: Die Siedlung Freidorf, in: Meyer, H., Bauen und Gesellschaft, Dresden 1980.
- 4 Unter sozialem Wohnungsbau wird hier öffentlich unterstützter und gemeinnütziger Wohnungsbau verstanden. Bauherren waren entweder Genossenschaften oder öffentliche Körperschaften, nur vereinzelt werden auch private Bauherren unterstützt. Zur Ursache der Wohnungsnot in der Schweiz s. u. a.: Bernoulli, H., Die Episode des systematischen Kleinwohnungsbaus, in: Das Werk 1929, S. 140 ff.
- 5 Weitere Beispiele guter (sozialer) Wohnbausiedlungen in den Städten Basel, Biel, Bern, Lausanne, Genf und Winterthur sind dokumentiert in: Wohnen und Bauen, Nr. 3/4 1932, Hrsg.: Internationaler Verband für Wohnungswesen, Frankfurt am Main
- 6 Zit. n.: Rieger, H. J., Die farbige Stadt, Zürich 1976, S. 205.
- 7 Schweizerische Bauzeitung (SBZ), 1918, S. 201.
- 8 SBZ, 1924, S. 289.
- 9 SBZ, 1924, S. 263.
- 10 Das Werk, 1929, S. 137.
- 11 Zitiert nach: Lichtenstein, C., „Bernoulli-Häuser“, in: archithese, Nr. 6/1981.